

Rollstuhl und Auto : Räder, die die Welt bedeuten?

Autor(en): **Schwob-Sturm, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **30 (1988)**

Heft 1: **Contra-Pro-Thesen**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rollstuhl und Auto – Räder, die die Welt bedeuten?

von Erika Schwob-Sturm

Erika Schwob-Sturm, Psychologin, ist seit Jahren mehrfache Nutzniesserin der Entdeckung des Rades. Sie macht sich Gedanken zu ihren Er-fahrungen mit fahrbaren Untergestellen.

Wer mit teilweise oder vollständig gelähmten Beinen leben muss, hat von Rechtes wegen Anspruch auf einen seinen Bedürfnissen angepassten Rollstuhl. Eine Selbstverständlichkeit für jeden Schweizerbürger und jede Schweizerbürgerin.

Der Rollstuhl als ständiger Begleiter bedeutet für den Be-Sitzer oder die Be-Sitzerin mehr als ein praktischer Gebrauchsgegenstand.

Der Rollstuhl – was bedeutet er für Menschen, die auf ihn angewiesen sind? Etwas scheint mir allgemeingültig: Für alle Betroffenen ist der Rollstuhl eines der wichtigsten oder das wichtigste Hilfsmittel.

Der Rollstuhl hat es also in sich. Mit-nichten lässt er sich als Stuhl mit Rädern abqualifizieren. Es gibt gar Rollstuhlbenützer und -benützerinnen, die behaupten, ihr fahrbarer Untersatz habe eine Seele! So weit möchte

ich für mich nicht gehen. Aber immerhin: ich kann mich ohne weiteres an alle meine ausrangierten Modelle erinnern – es sind deren sieben – und ihre jeweiligen Macken problemlos aufzählen. Der Rollstuhl als ständiger Begleiter bedeutet für den Be-Sitzer oder die Be-Sitzerin mehr als ein praktischer Gebrauchsgegenstand. Auf oder mit ihm er-fährt er oder sie fast alles, was es zu erfahren gibt ausserhalb des Bettes. Er-Fahrungen sind immer vollwertige Erfahrungen, hochkarätige sozusagen. Er-Fahrungen sind – im Gegensatz zu Erfahrungen – immer zugleich subjektiv und objektiv. Wer einen Nagel fängt, sitzt mit einem platten Reifen da (es sei denn, er oder sie habe investiert in «no-more-flat»). Er-Fahrungen können nur dort gemacht werden, wo diese vorgesehen sind. Die «wahren» Orte der Erfahrungen lassen sich eben fast nie er-fahren.

Der Rollstuhl ist nicht nur ein Hilfsmittel. Er ist auch das weitverbreitete Symbol für Behinderung schlechthin.

Die Beziehung zum Rollstuhl, auf den man angewiesen ist, scheint mir gezwungenermassen zwiespältig. Einerseits erweitert die kluge Nutzung des Rades die Er-Fahrungs- und Erfah-

rungswelt jedes gehbehinderten Menschen, andererseits führt sie ihm die verstümmelte Palette der Erfahrungsmöglichkeiten vor Augen, zieht ihm oder ihr – anders ausgedrückt – den Speck durch den Mund. Der Rollstuhl eröffnet dem Benutzer oder der Benutzerin vieles, was ihm oder ihr ohne seine Hilfe verschlossen bliebe. Dafür wird er geliebt, mehr oder weniger bewusst. Zugleich zeigt er nicht nur weitere Horizonte, sondern sofort und oft brutal die Grenzen, die jedem Erfahren gesetzt sind. Und dafür wird er erwünscht. Letztlich lassen sich die Behinderung und der Rollstuhl emotional nicht voneinander trennen. Wäre man nicht auf ihn angewiesen, könnte man; eben: wäre und könnte. Denn der Rollstuhl ist nicht nur ein Hilfsmittel. Er ist auch das weitverbreitete Symbol für Behinderung schlechthin. Er bedeutet als Symbol also alles andere als grössere Mobilität für diejenigen, die ihn benutzen müssen. Darin steckt der Widerspruch. Mit diesem Widerspruch lebt jeder Mensch, der abhängig ist von einem Rollstuhl. Und jeder lebt auf seine Art und Weise damit. Es gibt die Tüftler und Tüftlerinnen, diejenigen, die das verkratzte Metall mit bunten Klebern überdecken, die Hochglanzversessenen und die Coolen, die über dem dicken Dreck an den Felgen stehen. Eines

bleibt allen gemeinsam: der Rollstuhl bedeutet ihnen mehr als ein austauschbarer Alltagsgegenstand. Das tadellos funktionierende Hilfsmittel ist ein wichtiger Bestandteil ihres Wohlbefindens.

Genauso wie es die junge Frisur, die junge Mode gibt, gibt es auch den jungen Rollstuhl.

Es gibt auch die Hierarchie der Rollstühle – natürlich, bei den Preisunterschieden, die wir vom aktuellen Markt kennen! Wer «in» sein will, muss mindestens auf einem «Super-Champion» promenieren, rot oder schwarz metallisiert. Wer mit Motor und Elektronik durch die Gegend saust, zählt technische Daten auf und imponiert mit Geschwindigkeit und Fahrsicherheit bei anderen Passanten. Wer ein Auslaufmodell benutzen muss, weil das vorgeschriebene IV-Alter des Rollstuhls noch nicht abgelaufen bzw. abgefahren ist, erntet Bedauern oder selbstgefälliges Lächeln bei besser gestellten Rollstuhlbenutzern. So oder so: Wer genau hinschaut, sieht sofort, ob der oder die Betreffende mit seinem oder ihrem Modell zufrieden ist, oder ob es ein Kompromiss-Modell oder gar ein «Notfall-Modell» ist. Genauso wie es die junge Frisur, die junge Mode gibt, gibt es auch den jun-

gen Rollstuhl. Wer's nicht glaubt, wechsele einmal probeweise vom klassischen Modell, Farbe enzianblau, auf einen «Super-Champion» bordeaux metallisiert, und betrachte sich im Spiegel. Das Aha-Erlebnis folgt garantiert. Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie junge Männer (ohne Rollstuhl) die Verwandlung vom hässlichen kleinen Entlein zum bildschönen Schwan diskutierten – gemeint war eine junge Frau, die endlich einen eleganten Aktivrollstuhl zugesprochen bekommen hatte. Und dieses formschöne Modell zeigte ihren hübschen Körper, statt ihn hinter hässlichen Metallteilen zu verstecken und zu verzerren. Sie zeigte sich selbstbewusst und gerne – was prompt grossen Erfolg brachte.

Die Hierarchie der Behinderungen trifft sich mit derjenigen der Rollstühle.

Die Hierarchie braucht nicht nur den «Super-Champion», sie braucht auch den urwaldtüchtigen Klassiker. Das bringt Druck nach «unten» und beflügelt nach «oben». Eine normale Erscheinung auf dem Markt der Gebrauchsgüter, mit allen Nebengeräuschen. Einesteils eine erfreuliche Sache, ist der Rollstuhl damit doch endlich konkurrenzwürdig geworden – ein

Produkt, für das geworben wird. Andernteils wird da etwas vermarktet, was nicht nach den Gesetzen des Marktes an den Mann und an die Frau gebracht werden sollte. Betuchte Leute, die auf einen Rollstuhl angewiesen sind, können sich die teuersten Modelle gleich vielfach anschaffen. IV-abhängige Betroffene müssen sich mit dem begnügen, was die Hilfsmittelverordnung vorsieht. Die Hierarchie der Behinderungen trifft sich mit derjenigen der Rollstühle. Eine Entwicklung, die mir zu denken gibt.

Für bewegungsbehinderte Menschen bedeutet das Auto mehr als ein imposanter «Beinersatz».

Und das Auto mit passendem Umbau, das sich auch von schwerbehinderten Fahrern sicher bedienen lässt? Im Gegensatz zum Rollstuhl, der eine Behinderung sofort zeigt und hervorstreicht, eignet es sich vorzüglich dazu, die Behinderung zu verstecken. Der Autofahrer, der zugleich körperbehindert ist, fühlt sich hinter dem Steuer üblicherweise nicht behindert – ausser, er suche einen geeigneten Parkplatz. Das Auto bedeutet ein erhebliches Stück Selbständigkeit für alle, die wegen einer Behinderung in ihrer Mobilität eingeschränkt sind und nicht oder nur mit grossem Aufwand

öffentliche Verkehrsmittel benützen können. Wer ohne fremde Hilfe ausgehen kann, mit anderen Worten – wer spontan etwas unternehmen kann, gewinnt ein grosses Stück Lebensqualität. Für bewegungsbehinderte Menschen bedeutet das Auto mehr als ein imposanter «Beinersatz». Vieles lässt sich damit erfahren, was sonst unbekannt, verschlossen bliebe. Das Teilnehmen an kulturellen Anlässen, Kursbesuche, das Teilhaben am gesellschaftlichen Leben im weitesten Sinne wird leichter möglich. Oder das Reisen: Unterwegssein nach Mass – manch einer könnte ins Schwärmen kommen! Doch auch diese grössere Selbständigkeit fordert ihren Preis. Alle Autos verschmutzen die Umwelt, egal, wer am Steuer sitzt. Alle Autos fressen Geld wie der Esel Heu. Und jedes Auto braucht zuerst einen Parkplatz, bevor es stehen gelassen werden kann. Zudem gilt es heutzutage in gewissen Kreisen als unanständig, Auto zu fahren.

Was für den Rollstuhl gilt, unterscheidet sich kaum von dem, was für das Auto stimmt: Neben der Mobilität geht es auch um andere Werte wie Selbstwertgefühl und Kompensationsbedürfnisse. Und um Hierarchien. Auch hier, oder hier besonders. Und letztlich stimmt es für alle Autofahrer und -fahrerinnen, ob behindert oder nicht:

Entweder dient das Auto an erster Stelle der Erweiterung der Mobilität mit allen dazugehörigen Plus und Minus – oder es bringt an erster Stelle Ersatzbefriedigung für unerfüllte Bedürfnisse verschiedener Art. Insofern kann eine Bewegungsbehinderung dazu beitragen, dass dem in seiner Mobilität eingeschränkten Menschen offiziell das Auto zugestanden wird als Hilfsmittel. Ob es für Betroffene auch zu anderen Zwecken dient, interessiert weniger.

Die Hierarchie oder das Gefälle, das sich bei mobilitätsbehinderten Menschen besonders in Sachen Autofahren zeigt, finde ich schlimm. Wer fähig ist, dank technischer Fortschritte trotz Behinderung ein Auto zu steuern, gehört der «gehobenen» Klasse an. Natürlich ist diese privilegiert, was jedoch nicht mit menschlicher Qualität zu verwechseln ist. Sich hier nicht anzupassen und sich nicht unter Druck setzen zu lassen, braucht mehr Selbständigkeit, als sie durch grössere Mobilität zu erreichen wäre. Wo Hilfsmittel zu Prothesen für Persönlichkeitswerte degradiert werden, wird es pervers.

Räder, die die Welt bedeuten? Ja und nein – einmal mehr ja, einmal mehr nein. Dennoch: Die Erfindung des Rades dünkt mich die wichtigste aller Zeiten! ■